

Commoning – selbstbestimmt arbeiten als zukunftsweisende Praxis?

1 Einleitung

Der vierjährige Mitbewohner denkt laut darüber nach, was Arbeit ist: »Papa arbeitet für die Uni und in der Werkstatt ... Papa kocht selten – Kochen ist keine Arbeit!« Feministinnen würden hier vielleicht aufschreien – so werde die Abwertung der Hausarbeit reproduziert! Ich freue mich eher darüber, dass in seiner Wahrnehmung die Tätigkeit der Speisenzubereitung noch nicht unter den abstrakten Arbeitsbegriff subsumiert wurde, sondern in ihrer Besonderheit und eigenen Qualität erhalten blieb. Anders als das in unseren Gesellschaften häufig der Fall ist, wo immer mehr Tätigkeiten als »Arbeit« bezeichnet und damit der kapitalistischen Verwertungslogik unterworfen werden. Der kleine Junge »arbeitet« gerne, nicht nur in der Werkstatt, sondern auch im Haus und im Garten und er hilft auch beim Kochen. Für ihn bedeutet arbeiten, etwas Wichtiges und Notwendiges zu tun und er ist stolz darauf. Trotzdem stellt er ganz entschieden fest, Kochen sei keine Arbeit. Was immer ihn zu dieser Entscheidung bewegt hat, er beschäftigte sich mit einer Frage, die für Erwachsene oft vollkommen klar scheint, mit der es aber lohnt, sich intensiver zu befassen; die Frage nämlich, was denn eigentlich »Arbeit« ist.

Mit dieser Frage, sowie mit den Ambivalenzen und Paradoxien der Lohnarbeit, beschäftigt sich der erste Teil dieses Beitrags und führt zu dem Schluss, dass diesen Ambivalenzen und Paradoxien in diesem System nicht zu entkommen ist. Die Frage nach der Arbeit von morgen führt also zur Notwendigkeit eines grundlegenden System- und Paradigmenwechsels. Als ein Konzept dafür werden im nächsten Schritt die Commons vorgestellt, Commoning und die Peer-Produktion als nichtkapitalistische Produktionsweisen eingeführt und an alten und neuen Beispielen illustriert. Der letzte Abschnitt behandelt die Frage, welche Arbeiten eigentlich »notwendig« sind und ob und wie diese in einer Gesellschaft ohne Lohnarbeit erledigt werden könnten.

2 Arbeit zwischen Zwang und Selbstentfaltung¹

2.1 Der Arbeitsbegriff

»Arbeit – warum wir sie für unser Glück brauchen und wie sie uns krank macht«, so lautet der Titel eines Buches von Joachim Bauer (2013). Da drängt sich die Frage auf, was denn mit »Arbeit« eigentlich gemeint ist, und ob es wirklich das gleiche Ding ist, das wir einerseits angeblich für unser Glück brauchen und das uns andererseits – wie viele Studien zeigen – tatsächlich immer öfter krank macht? Oder verwenden wir etwa diesen Begriff für unterschiedliche Dinge und daraus entstehen erst seine Ambivalenzen? Ein durchgehendes Problem bei der Verwendung des Arbeitsbegriffes ist, dass er – manchmal in derselben Argumentation – als Positiv- und als Negativfolie dient.

Einerseits wird »Arbeit« als etwas angesehen, was zum Menschsein untrennbar dazugehört. Menschen mussten sich immer mit ihrer natürlichen und sozialen Umwelt auseinandersetzen, Natur aneignen und umformen, um überleben zu können. Sie waren dabei immer produktiv und kreativ tätig um ihre Lebensbedingungen zu verbessern und ein »gutes Leben« zu ermöglichen. In und durch diese Tätigkeiten der Naturaneignung und der sozialen Reproduktion entfaltet der Mensch seine Fähigkeiten, entwickelt seine Identität und dabei bilden sich auch soziale Beziehungen und schließlich die Strukturen der Gesellschaft heraus. Insofern stimmt die Sichtweise, erst durch Arbeit werde der Mensch zum Menschen, und auf die je eigene Weise zum gesellschaftlichen Wohlstand beizutragen, erfülle Menschen mit Befriedigung, gebe ihrem Leben Sinn. Damit ist auch Bauers Aussage berechtigt, wir würden die Arbeit »zu unserem Glück brauchen«. Nun sagt das aber nichts

1 Dieser Abschnitt ist eine gekürzte Fassung des ersten Kapitels aus Kratzwald 2014.

darüber aus, wie diese Arbeit organisiert sein muss und noch nicht einmal darüber, ob Arbeit der geeignete Begriff ist, um dieses Tätigsein zu beschreiben.

Heute verstehen wir unter Arbeit fast ausschließlich Lohnarbeit, daraus leitet sich dann die Schlussfolgerung ab, Lohnarbeit sei etwas Naturgegebenes und daher wird sie nicht mehr hinterfragt. Lohnarbeit ist allerdings nur eine Form, Arbeit zu organisieren und nicht unbedingt die beste, zumindest nicht für alle Tätigkeiten, die für ein gutes Leben notwendig sind und sicher nicht die einzige, die das Leben mit Sinn erfüllen kann. Im Gegenteil, unter den Bedingungen des Neoliberalismus kann sie das immer weniger und führt eben eher zu psychischen und körperlichen Krankheiten, wie im zweiten Teil des Buchtitels behauptet, der sich dann nur mehr auf diese eine Art der Arbeit bezieht, ohne das aber offen zu legen. Offensichtlich ist also diese unhinterfragte Gleichsetzung von Arbeit mit Lohnarbeit der Grund für die Widersprüche. Wie ist es dazu gekommen?

In dem abstrakten und umfassenden Sinn, wie er heute verwendet wird, ist der Begriff »Arbeit« relativ jung. In früheren Zeiten war Arbeit keineswegs universell für alle Menschen vorgesehen und sie stand auch nicht im Zentrum politischen und wirtschaftlichen Handelns. Im Gegenteil, wer etwas auf sich hielt, versuchte den Anschein zu vermeiden, er oder sie müsse arbeiten. Arbeit war etwas, das Sklaven und Leibeigene – später dann Lakaien und andere Hausbedienstete – zu leisten hatten. Ethymologisch bezeichnet der Begriff Arbeit entsprechend dieser historischen Entwicklung meist die Arbeit von Sklaven und Unfreien, verbunden mit körperlicher Anstrengung und häufig auch mit Zwang.

Freie Menschen, die für ihren eigenen Unterhalt sorgten, gingen zum Fischen, zum Jagen, zur Feldarbeit, zum Holzfällen. Kaum wurden diese und ähnliche Tätigkeiten unter dem Sammelbegriff »Arbeit« zusammengefasst, sondern nur in ihrer je spezifischen Bedeutung für die Menschen und die Gesellschaft, in der sie lebten, wahrgenommen. Ein Tischler oder Weber ging nicht zur »Arbeit«, sondern in die »Werk«-Statt um sein Tag-»Werk« zu erledigen, etwas Schöpferisches, Kreatives zu leisten.

Arbeit galt lange Zeit eher als etwas, das Menschen von ihrer Selbstverwirklichung abhielt und nicht mit Menschenwürde zu vereinbaren war. Auch Marx meinte noch, um seine Persönlichkeit wirklich entfalten zu können, müsse der Proletarier die (Lohn-)arbeit überwinden (vgl. MEW 3:77).

2.2 Vom Zwang zum Recht und zurück

Eine erste Wendung in der Bedeutung von Arbeit geschah mit dem Aufstieg des Bürgertums und der Reformation. Martin Luther sprach von »Beruf« oder »Berufung« und hatte dabei auch einen emanzipatorischen Anspruch: mit jeder Tätigkeit könne man dem Reich Gottes näher kommen, jede Arbeit könne zur Ehre Gottes erledigt werden. Der Begriff »Berufung« verweist aber auch auf ein Schicksal, eine auferlegte Pflicht »gegenüber Obrigkeit und Gott« (Schatz 2004:81). Fleiß und der dadurch errungene Wohlstand wurden schließlich zu Zeichen der Auserwähltheit durch Gott, das ständige Beschäftigt-Sein geriet zur Norm und zur menschlichen Grundkonstante. Diese »protestantische Arbeitsethik« (Weber 1988), die mehr auf die Pflicht zur Arbeit denn auf die Emanzipation durch Arbeit fokussierte, diente als Türöffner für das kapitalistische Leistungsprinzip.

Durch die Einhegung der »Commons«, des Landes, das die Menschen in der Feudalzeit nutzen konnten, um ihren Lebensunterhalt zu erwirtschaften, verloren die sie ihre Existenzgrundlage und wurden in die Lohnarbeit gezwungen. Das war eine wesentliche Voraussetzung für die Durchsetzung des Kapitalismus. Aus der feudalen Leibeigenschaft befreit, wurden die Menschen

durch die Industrialisierung in neue Abhängigkeitsverhältnisse gedrängt, was ihre Lebenssituation nur selten verbesserte und zur Entstehung einer neuen, mittellosen Unterschicht, des Proletariats, führte. Dieser jahrhundertelange Prozess der »Herstellung der Lohnarbeiter« traf auf massiven Widerstand der enteigneten Menschen, die um keinen Preis LohnarbeiterInnen werden wollten, und konnte oft genug nur mit Gewalt vorangetrieben werden (vgl. Federici 2006).

Erst im 20. Jahrhundert und vor allem nach dem 2. Weltkrieg versprach Lohnarbeit auch für die ArbeiterInnen soziale Absicherung und gesellschaftlichen Aufstieg. Sie wurde nun auch von ihnen als Normalität akzeptiert und damit die Grundstruktur kapitalistischer Produktion nicht mehr in Frage gestellt. Schließlich kam es so weit, dass aus der »Pflicht zur Arbeit« ein »Recht auf Arbeit« wurde, womit wieder ein Recht auf Lohnarbeit gemeint war. Das macht innerhalb des kapitalistischen Systems insofern Sinn, als alles, was wir zum Leben brauchen, in Form von Waren produziert wird, die wir für Geld erwerben müssen. Geld wiederum ist für die meisten Menschen nur durch Lohnarbeit zu bekommen, daher ist Lohnarbeit überlebenswichtig. Nicht umsonst spricht man von der Gesellschaft des 20. Jahrhunderts von einer »Arbeitsgesellschaft«.

Genau diese Tatsache führt aber heute zu Problemen. Durch die rasante Produktivitätssteigerung und die Automatisierung könnten wir heute alles, was wir zum Leben brauchen, in viel kürzerer Zeit herstellen. Vor 100 Jahren hofften die Menschen daher, dass der Kapitalismus sie von der Notwendigkeit zur Lohnarbeit befreien würde. Noch in den 70er Jahren, als erstmals nach dem 2. Weltkrieg Arbeitslosigkeit in größerem Umfang auftrat, sprach man davon, dass der »Arbeitsgesellschaft die Arbeit ausgehe«, und es wurde darüber nachgedacht, wie eine zukünftige Bürger- oder Tätigkeitsgesellschaft organisiert sein könnte.² Das Gegenteil trat ein. Weil die soziale Absicherung an Lohnarbeit gebunden ist, wird diese, obwohl sie ursprünglich Autonomie und Emanzipation ermöglichen sollte, immer mehr zum Zwang, je weniger davon vorhanden ist.

Arbeit zu schaffen scheint heute – neben der Vermehrung von Kapital – der Hauptzweck der Wirtschaft zu sein. Die Herstellung der Dinge, die für ein gutes Leben notwendig sind, gerät in diesem ganzen Prozess bestenfalls zur »Nebenwirkung«. Der Konkurrenzdruck zwingt Unternehmen zu ständiger Rationalisierung und Kostensenkung. Die auf der einen Seite hochgelobte und als Notwendigkeit erscheinende Arbeit, wird in der Betriebswirtschaft zum Kostenfaktor, der möglichst gering gehalten werden soll. Unter diesen Bedingungen können aber viele Arbeiten nicht mehr in angemessener Qualität erledigt werden, besonders solche, die im unmittelbarem Kontakt mit Menschen ausgeführt werden. Arbeit dient in erster Linie dazu, seinen Lebensunterhalt in Form von Geld zu verdienen. Hauptsache irgendeine Arbeit, egal welche, ist die Parole. Die Kreativität und Selbstverwirklichung, die Freude an der Arbeit, bleiben dabei abermals auf der Strecke und der Stress und damit psychische und körperliche Erkrankungen durch Überlastung und Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes bei denen die (noch) Arbeit haben, sowie durch Existenzängste und das Gefühl der Nutzlosigkeit bei denen, die keine haben, nehmen zu.

2.3 Die unsichtbare Care-Arbeit

Während die Lohnarbeit also ständig aufgewertet wurde, erlitten die sogenannten „Care-Tätigkeiten“ das umgekehrte Schicksal. Sie wurden als rein „reproduktiv“ angesehen, was im Grunde bedeutet, dass sie keinen unmittelbaren Mehrwert für das Kapital erzeugen, sondern für die Produktion der Ware Arbeitskraft zuständig ist. Diese Tätigkeiten wurden den Frauen zugeteilt. Tätigkeiten wie Kindererziehung oder die Pflege alter und kranker Personen, aber auch Hausarbeiten und Formen der Subsistenzwirtschaft lassen sich nicht in Geld übersetzen und in Form von Kapital akkumulieren und kommen daher in der Mainstream-Ökonomie nicht vor. Sie

² Zum Beispiel Ulrich Beck 1999, André Gorz 1999 oder Jeremy Rifkin 1995

werden unsichtbar gemacht und die Menschen, die sie tun, erlangen weder soziale Anerkennung noch ein existenzsicherndes Einkommen. Feministische Ökonominnen richten ihr Bestreben hauptsächlich darauf, Frauen aus dieser unbedankten Position heraus zu bekommen und für sie Gleichberechtigung und gleiche Chancen in der Lohnarbeit zu schaffen. Damit übernahmen sie aber die Sichtweise, Lohnarbeit sei die modernere und bessere Arbeit und trugen dazu bei, dass all jene Tätigkeiten, die mit der Produktion und Reproduktion des Lebens unmittelbar zu tun haben, weiterhin und immer stärker marginalisiert werden. Dazu zählen etwa auch alle Formen der nicht-industriellen Landwirtschaft. Nur wenige Forscherinnen, wie die »Bielefelderinnen« Maria Mies, Veronika Bennholdt-Thomsen und Claudia von Werlhof³, erhoben von Anfang an die Forderung, das kapitalistische System an sich abzulehnen, anstatt darauf zu dringen, dass die Frauen darin einen besseren Platz bekamen. Erst in den letzten Jahren beginnen immer mehr Frauen, aber auch Männer, diese Orientierung an der Lohnarbeit in Frage zu stellen. »Die Männerwelt der Konkurrenz und Karrieren wird aber ja um nichts besser, wenn Frauen da auch noch mitmachen«, drückt es Marianne Gronemeyer in ihrem letzten Buch aus (2012:171).

2.4 Paradoxien der Arbeit

Erst vor diesem Hintergrund sind die paradoxen Situationen in Bezug auf die Arbeit zu verstehen, deren eine bereits angesprochen wurde: *Arbeit macht offensichtlich krank, aber auch Arbeitslosigkeit ist der Gesundheit abträglich.*

Eine weitere: *Wir müssen immer mehr arbeiten, obwohl die Produktivität so hoch ist wie noch nie und wir bereits alles im Überfluss haben.* Weil alle Formen sozialer Absicherung ausschließlich durch Erwerbsarbeit finanziert werden, die Löhne jedoch tendenziell sinken, beziehungsweise die Arbeitslosigkeit zunimmt, müssen immer mehr Menschen immer länger arbeiten, um die Sozialleistungen finanzierbar zu machen.

Weil wir immer länger arbeiten müssen, ist es das oberste Politikziel *auf Teufel komm raus »Arbeitsplätze zu schaffen«*, anstatt es als Erfolg zu sehen, wenn alle weniger arbeiten müssen. Das nächste Paradoxon, denn damit die erzeugten Produkte und Dienstleistungen überhaupt konsumiert werden, muss eine aggressive Werbeindustrie erst die Bedürfnisse dafür erzeugen. Viele Dienstleistungen werden erst durch die längeren Arbeitszeiten und die immer höher werdenden Anforderungen der Arbeitswelt notwendig.

Gleichzeitig werden *etwa 60% gesellschaftlich notwendiger und sinnvoller Arbeit nicht bezahlt* (vgl. Statistisches Bundesamt 2004), sodass Menschen, die sie erledigen, nicht nur wenig soziales Ansehen genießen, sondern oft genug auch von Armut betroffen sind.

Obwohl es also angeblich darum geht, dass möglichst viele Menschen lohnarbeiten und der Anspruch immer lauter wird, dass Arbeit auch als sinnvoll und befriedigend erlebt wird, *erlauben wir Menschen nicht, das tun, was sie gern tun und gut können, sondern zwingen sie, Arbeiten zu verrichten, die oft sogar schädlich sind.* Der Grund dafür ist, dass nur jene Tätigkeiten bezahlt werden, die unmittelbaren Profit für Unternehmen bringen und so zum finanziellen Wirtschaftswachstum beitragen. Durch die Notwendigkeit immer mehr Erwerbsarbeit zu schaffen, werden immer mehr gesellschaftliche Bereiche in die Marktlogik einbezogen. Durch diese Logik werden jedoch viele Tätigkeiten ihrer Qualität, oft sogar ihres Sinnes beraubt, was vor allem für die bezahlten Care-Tätigkeiten zutrifft, die sich der Logik der Markttrationalität entziehen, weil man nicht schneller pflegen oder Kinder erziehen kann.

3 Siehe etwa Bennholdt-Thomsen / Mies / Werlhof 1997

Marianne Gronemeyer ist der Meinung, dass unter den Bedingungen der Lohnarbeit alle Tätigkeiten für irgendjemanden oder irgendetwas schädlich sind, und wenn es »nur« die arbeitende Person selbst ist. »Wer arbeitet sündigt«, ist der provokante Titel ihres letzten Buches (Gronemeyer 2013). »Gute Arbeit« könne nur jenseits der Erwerbsarbeit liegen. Sie reiht sich damit in den Kreis jener ein, die nicht nur die Organisationsform der Arbeit, sondern den Kapitalismus insgesamt in Frage stellen, und das schließt die Forderung nach einem umfassenden System- und Paradigmenwechsel mit ein.

3 Ein neues Paradigma

Diese Forderung entspringt daraus, dass die Probleme der Arbeitswelt nicht als eine Fehlentwicklung des Systems gesehen werden, sondern als immanenter Bestandteil des Kapitalismus. Die Krise der Arbeit ist in diesem Verständnis nur ein Symptom eines destruktiven Systems, und keineswegs das einzige. Andere wohlbekanntere Symptome sind etwa der Klimawandel und das Schwinden der Biodiversität, die Ernährungskrise, die steigende soziale Ungleichheit, die Schwächung der Demokratien usw. All diese Problemfelder, denen wir uns heute gegenübersehen, haben die gleiche Ursache und sind nicht isoliert voneinander und nicht innerhalb des kapitalistischen Systems zu lösen.

Zudem wird immer mehr Menschen klar, dass auf einem endlichen Planeten kein unendliches Wachstum möglich ist. Nun ist die Notwendigkeit immer mehr Arbeitsplätze zu schaffen ein mindestens genau so großer Wachstumstreiber wie das oft gescholtene Zinssystem und der Konkurrenzdruck. Das bedeutet, dass unsere Existenz nicht weiterhin von der Lohnarbeit abhängig sein darf, wenn wir weg wollen vom Wachstumszwang! Es braucht also für zukunftsfähige Gesellschaften andere Produktionsweisen, von denen wir heute zwar noch nicht wissen, wie sie aussehen werden, für die es aber schon viele Überlegungen und auch praktische Experimente gibt. Eine andere Form, Arbeit zu organisieren als heute, gehört zu allen dazu.

Dabei gilt es, einige scheinbare Gewissheiten in Frage zu stellen. Etwa die, dass jeder Mensch arbeiten müsse, um ein Recht auf die Befriedigung seiner Grundbedürfnisse zu haben, dass Erwerbsarbeit die bessere und wichtigere Arbeit sei, als die sogenannte »Reproduktionsarbeit« und dass es daher gelte, diese Tätigkeiten, die angeblich niemand erledigen will, möglichst zu reduzieren, in Lohnarbeit umzuwandeln und den Rest auf alle gleichmäßig zu verteilen, damit alle möglichst umfassend an der angeblich so viel befriedigenderen, wenn auch potenziell krank machenden, Lohnarbeit teilnehmen können.

Ist es denn nicht tatsächlich umgekehrt? Müssen Menschen nicht erst ihre Grundbedürfnisse befriedigt haben, damit sie gute Arbeit leisten können? Wenn das so ist, sind dann nicht genau jene Tätigkeiten, die heute als unproduktiv gelten und keine Wertschätzung erfahren, nämlich jene der Reproduktion des Lebens, die wichtigsten? Erst durch sie werden Menschen in die Lage versetzt, einen sinnvollen Beitrag zum gesellschaftlichen Wohlstand zu leisten. Und gehören nicht genau die Care-Tätigkeiten zu jenen Tätigkeiten, die aus sich selbst heraus befriedigend sind, nur sind sie heute so organisiert – abgewertet, unbezahlt, immer noch zusätzlich zur Lohnarbeit zu erledigend – dass sie niemand machen will und gelten deshalb als unbeliebt oder lästig?

3.1 Gute Arbeit

Für eine solche neue Sichtweise, scheint es entweder notwendig, den Begriff Arbeit ganz wegzulassen und die Dinge, die wir tun, mit ihrem konkreten Namen zu nennen – was durchaus empfehlenswert wäre, in der alltäglichen Praxis jedoch nicht ganz umsetzbar sein dürfte – oder aber

zumindest über neue Formen der Definition und Bewertung nachzudenken. Wenn unter dem abstrakten Begriff Arbeit so unterschiedliche Dinge zusammengefasst werden, wie das Bauen eines Hauses und das Schreiben einer Zeitung, das Wickeln von Babies und das Zusammenbauen eines Autos am Fließband, die Erforschung des Genoms und der Anbau von Nahrungsmitteln, das Fahren eines Müllwagens, die Entwicklung von Chemiewaffen oder die Tätigkeiten eines Politikers oder einer RichterIn, wird hinter diesem Begriff unerkennlich, wem diese Tätigkeiten nützen oder eventuell sogar schaden und ob sie für ein gutes Leben überhaupt notwendig sind. Und der Fokus auf Lohnarbeit führt dazu, dass gerade ein guter Teil der notwendigen Arbeiten unsichtbar wird und aus dem Arbeitsbegriff herausfällt.

Sinnvoller als die Unterscheidung zwischen bezahlter oder unbezahlter, produktiver oder unproduktiver Arbeit scheint mir, Tätigkeiten danach zu bewerten, ob sie für ein gutes Leben notwendig sind, ob sie nützen und niemandem – auch nicht dem Arbeitenden selbst und der Umwelt – schaden, unabhängig davon, ob sie bezahlt werden oder nicht, ob sie Spaß machen oder mühsam sind. Es ginge dann nicht mehr darum, möglichst viel Erwerbsarbeit zu schaffen oder um Fragen der Aufteilung bezahlter und unbezahlter Arbeit, sondern um Fragen wie:

- Wieviel und welche Arbeit ist richtig / notwendig und wer bestimmt das?
- Wie können wir es erreichen, dass alle notwendigen Tätigkeiten auch erledigt werden, wenn es keine Möglichkeit mehr gibt, Menschen zur Arbeit zu zwingen?

Schließlich geht es bei einem solchen Paradigmenwechsel auch noch um einen anderen Umgang mit natürlich Ressourcen und mit dem in der Gesellschaft produzierten Wissen. Die zentrale Frage in einer solchen »postkapitalistischen« und damit auch »Post-Arbeitsgesellschaft« ist:

Wie können wir die Dinge, die wir zum Leben brauchen so herstellen, dass alle ihre Bedürfnisse befriedigen können, alle ihre Fähigkeiten einbringen können, alle Betroffenen die Möglichkeit haben, mitzubestimmen und die Ressourcen nicht übernutzt werden aber auch nicht durch Nichtnutzung verschwinden?

In einer Welt, die nach den Prinzipien von Knappheit und Konkurrenz organisiert ist, mag das utopisch, ja illusorisch klingen. Im Grunde ist das jedoch die unhintergehbare Voraussetzung für eine zukunftsfähige und gleichzeitig auch sozial gerechte und demokratische Gesellschaft. Und es gab und gibt auch in Geschichte und Gegenwart funktionierende Beispiele dafür. Es handelt sich dabei natürlich um einen Balanceakt zwischen den verschiedenen Anforderungen, der immer wieder neu verhandelt und hergestellt werden muss, und immer auch scheitern kann – und für den es keine Patentlösung gibt.

4 Commons als Leitmotiv für den Paradigmenwechsel

Bei der Suche nach einem neuen Paradigma, das diesen Anforderungen entspricht, kommt man an den Commons nicht vorbei, weil es sich dabei soziale Arrangements und die dazugehörigen Praktiken handelt, in der Menschen versuchen, genau diese Fragen für sich immer wieder neu zu beantworten. Commons sind so vielfältig und so unvollkommen, wie die Menschen, die sie herstellen, pflegen und nutzen. Und sie sind gerade deshalb in dieser Situation der vielfältigen Krisen, der wir uns heute gegenüber sehen, eine zukunftsweisende Option.

4.1 Was sind Commons?

»There is no commons without commoning« hat es der US-amerikanische Historiker und Commonsforscher Peter Linebaugh auf den Punkt gebracht. Auf deutsch könnte man sagen, es gibt

keine Commons, ohne die Menschen die sich darum kümmern. Daraus kann man schon erkennen, dass Commons erstens keine »Dinge« oder eine bestimmte Kategorie von Gütern sind, und dass sie zweitens nicht von selbst in die Welt kommen. Es handelt sich vielmehr um soziale Vereinbarungen darüber, wie Menschen mit bestimmten Dingen, die für sie wichtig sind, umgehen wollen.⁴ Das bedeutet, dass keine Ressource von sich aus ein Commons ist, dass aber nahezu alle Ressourcen zu Commons werden können, wenn es Menschen gibt, die sagen, das ist »Unseres«, wir wollen uns darum kümmern und dafür Verantwortung übernehmen, aber auch selbst darüber bestimmen. Commons bestehen immer aus drei Elementen: der Ressource, den Menschen, die sie herstellen, erhalten und nutzen und den Regeln, die sich diese Menschen dafür selbst geben. Commons sind ein – häufig komplexes – Set sozialer Beziehungen und es handelt sich um immer unabgeschlossene soziale Prozesse.

Die bekannte Commons-Forscherin Elinor Ostrom ist den Fragen nachgegangen, warum Menschen Commons machen, obwohl es mühsam und konfliktreich sein kann, wie sie das tun und unter welchen Voraussetzungen Commons langfristig bestehen können (vgl. Ostrom 1999). Sie hat herausgefunden, dass es dann am besten funktioniert, wenn durch die Beteiligung an der Herstellung und Erhaltung von Commons alle ihre Bedürfnisse besser befriedigen können, als es ihnen alleine möglich wäre.

Ostrom konnte zeigen, dass es funktionierende Commons in allen Regionen der Welt gibt, auch heute noch, dass es allerdings kein allgemeingültiges Modell für die Herstellung und Bewahrung von Commons gibt. Gemeinsam ist allen Commons jedoch, dass es sich um ständiges gegenseitiges Geben und Nehmen handelt, bei dem die unterschiedlichen Fähigkeiten und Bedürfnisse der Menschen ebenso berücksichtigt werden, wie die spezifischen Eigenschaften der vielfältigen Ressourcen. Alle diese vielen Commons in unterschiedlichen Ländern und Kulturkreisen folgen ihren eigenen Regeln, abhängig von der Art der Ressource, von klimatischen und geografischen Bedingungen und von sozialen und kulturellen Faktoren. Da solche Aushandlungsprozesse immer Konfliktpotenzial bergen, ist eines der Erfolgsprinzipien von Commons nach Ostrom ein leicht zugänglicher und gut funktionierender Konfliktlösungsmechanismus.

Commons folgen einer grundsätzlich anderen Logik als der Kapitalismus:

- Tätigkeiten für die Herstellung, Pflege und Nutzung von Commons dienen der Bedürfnisbefriedigung und nicht dem Profit.
- In Commons gibt es keine Lohnarbeit, sondern alle tragen auf gleicher Augenhöhe ihren Teil bei, so wie in den Regeln festgelegt.
- Alle sind an der Erstellung der Regeln und der Überwachung ihrer Einhaltung beteiligt.
- Commons sind gleichzeitig darauf angelegt, die notwendigen Ressourcen zu erhalten und das bestehende Wissen und kulturelle Güter zu teilen, um sie zu vermehren.
- Sie bauen auf einem anderen Eigentumsbegriff auf. An die Stelle von ausschließendem Privateigentum treten vielfältige Nutzungsrechte.
- Eine commonsbasierte Wirtschaft funktioniert mit Regeln, die Tätigkeiten und Interessen von Menschen nicht gegeneinander stellen, wie das Marktsystem, sondern positiv zueinander in Beziehung setzen.

4.2 Commons als Produktionsweise

Da es in Commons darum geht, die Dinge herzustellen, die zur Befriedigung der Bedürfnisse

⁴ Der im Deutschen häufig synonym verwendete Begriff »Gemeingüter« ist daher irreführend, weil er suggeriert, dass es sich um Güter handelt. Zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der ökonomischen Gütertheorie vgl. Helfrich 2012

notwendig sind, kann man Commons als Produktionsweise verstehen, was noch besser im Verb »Commoning« zum Ausdruck kommt, der Bezeichnung für den Prozess der Herstellung, Nutzung und Erhaltung von Commons. Diese Produktionsweise ist älter als der Kapitalismus und heute noch in vielen Ländern des globalen Südens für die Existenzsicherung vieler Menschen wichtiger als Geldwirtschaft und Lohnarbeit.

In den traditionellen Formen des Commoning ging es vor allem um die gemeinsame Bewirtschaftung von Ackerland, Wäldern, Weiden und Fischgründen, in Deutschland unter dem Begriff Allmende bekannt. Ostrom hat in ihrer Forschungsarbeit solche Commons untersucht, die seit Jahrhunderten bestehen, etwa Almgenossenschaften in der Schweiz oder Südtirol, Wasserversorgungsanlagen in Spanien und viele mehr. Auch in Österreich und Deutschland gibt es noch eine große Zahl an Gemeinschaftswäldern, Wegegenossenschaften oder – vor allem im ländlichen Raum in Österreich – Wassergenossenschaften. Menschen haben hier Regeln gefunden, wie sie mit den vorhandenen Ressourcen umgehen müssen, damit alle genug haben und die Ressourcen erhalten bleiben. Sie teilen sich die Arbeit und die Kosten der Erhaltung und haben im Gegenzug auch das Recht zur Nutzung. Gerade wenn es um Almen, Wälder oder Wasser geht, leisten sie dabei auch einen wichtigen Beitrag zum Gemeinwohl, weil auch Nichtmitglieder durch die Erhaltung einer intakten Landschaft zu den Nutznießern zählen. Der Tourismus wäre vielerorts in den Alpen nicht denkbar ohne diese Leistungen »jenseits vom Markt und Staat«. Trotzdem ist diese Form des Wirtschaftens in den letzten hundert Jahren in den Industrieländern ebenso abgewertet und unsichtbar gemacht worden wie die Care-Tätigkeiten, weil damit kein Profit zu machen ist. Sie wurde wenn möglich durch Privateigentum ersetzt um sie fürs Kapital verwertbar zu machen. Viele Commons sind so verloren gegangen und sind heute im globalen Süden durch »Landgrabbing« für industrielle Landwirtschaft, Energiepflanzen aber auch durch falsch verstandenen Naturschutz massiv bedroht.

Gerade im Bereich der Landwirtschaft und Lebensmittelproduktion hat sich jedoch in den letzten Jahren eine starke Gegenbewegung etabliert, die unter dem Motto der »Ernährungssouveränität« versucht, kleinräumige, biologische bäuerliche Landwirtschaft zu stärken oder die Nahrungsmittelproduktion wieder in die Städte zurückzuholen. Verschiedene Formen solidarischer Landwirtschaft werden entwickelt, wo sich die »ErnteanteilhaberInnen« nicht mehr als reine KonsumentInnen verstehen, sondern Mitverantwortung übernehmen und das Risiko der ProduzentInnen mittragen, um ihre Existenz abzusichern. Urban Gardening ist heute eine weltweite Bewegung, immer mehr essbare Städte entstehen. Gemeinsam ist all diesen Initiativen, dass Menschen sich die Kontrolle über die Produktion ihrer Lebensmittel von den großen Chemie- und Agrarkonzernen zurückholen wollen, aber auch selbstbestimmt und eigenverantwortlich tätig sein wollen, um ihre Bedürfnisse unmittelbar befriedigen zu können.

Ein anderes Feld, in dem selbstorganisierte Produktion im Zunehmen ist, ist die erneuerbare Energie. In Deutschland und Dänemark etwa erleben aufgrund entsprechender Gesetze Energiegenossenschaften einen Boom, machen ganze Dörfer und Regionen unabhängig von den großen Energiekonzernen und geben den Menschen dort die Kontrolle über ihre Energieversorgung wieder selbst in die Hand.

In vielen Städten, aber auch schon im ländlichen Raum, haben sich Umsonst- oder Leihläden, offene Bücherschränke und verschiedene Formen des Food-Saving, der »Essens-Rettung«, etabliert, um der Wegwerfgesellschaft eine Praxis des Teilens und Weitergebens entgegenzusetzen. Dabei geht es im Wesentlichen um gemeinsame Nutzung und darum Ressourcen wieder zu verwenden, obwohl auch in diesen Einrichtungen schon immer wieder einmal gemeinsam aus Abfall Neues produziert wird. Wirklich im Bereich der Eigenproduktion tätig werden Menschen in offenen

Werkstätten, sogenannten »Fahrradküchen«, Näh- oder Reparaturcafés. Hier geht es darum, das eigene Wissen weiterzugeben und von anderen zu lernen, um sich wieder in die Lage zu versetzen, Bedarfsgegenstände selbst herzustellen oder zumindest zu reparieren oder upzucyclen. Die Beteiligten verstehen das als Akt der Selbstermächtigung und gleichzeitig als Beitrag zu einem zukunftsfähigen Lebensstil. All diese Initiativen kommen ohne Lohnarbeit aus und die notwendigen Arbeiten werden doch erledigt.

4.3 Peer-Produktion

Während all diese Initiativen und Projekte noch unter der Wahrnehmungsschwelle der meisten ÖkonomInnen liegen, kam in einem anderen Feld die Wissenschaft nicht mehr daran vorbei. Gerade in einem Bereich, der als einer der profit- und wachstumsträchtigen für die Zukunft gilt, nämlich dem der digitalen Technologien, hat sich eine Produktionsweise herausgebildet, die sich nicht mehr mit den ökonomischen Markttheorien abbilden lässt. Menschen produzieren gemeinsam, häufig ohne Bezahlung und teilen ihr Wissen unmittelbar. Alle tragen bei, was sie am besten können und so viel oder so wenig sie wollen. Patente oder das Bestehen auf Urheberrechten wären diesem kollektiven Prozess nur abträglich. Die Produkte werden »open source« der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt, das heißt, der Programmcode ist offen zugänglich und jeder, der ihn lesen kann, kann das Programm weiterentwickeln oder an seine Bedürfnisse anpassen. Die einzige Bedingung: alle Ergebnisse müssen wieder unter der gleichen freien Lizenz weiter gegeben werden. Das Betriebssystem Linux oder die freie Enzyklopädie Wikipedia sind nur die bekanntesten unter einer Unzahl von Beispielen. Immer mehr Software für verschiedene Zwecke wird auf diese Weise über Internetplattformen produziert, weiter entwickelt und zur Verfügung gestellt. Diese Plattformen sind selbst wieder Commons, die von den diversen Communities betrieben werden.

Als erster hat sich der Harvard-Ökonom Yochai Benkler mit diesem Phänomen beschäftigt (vgl. Benkler 2006) und erkannt, dass hier – getrieben durch neue Technologien – tatsächlich eine neue Produktionsweise entstanden ist, die er »Peer-Produktion« nannte. Weil diese Form der Produktion nach den Prinzipien der Commons funktioniert, wird sie auch commonsbasierte Peer-Produktion genannt. Die Produkte, die dabei entstehen, sind jedoch auch selbst wieder Commons, weshalb Helfich den Begriff »commonsschaffende Peer-Produktion« geprägt hat ([Literatur](#)). Für Benkler ist Peer-Produktion gut mit dem Kapitalismus kompatibel und er begrüßt diese Entwicklung, weil sie den Menschen mehr Wahlmöglichkeiten eröffne.

Für Jeremy Rifkin hingegen steht das Ende des Kapitalismus bevor, der von dieser neuen Produktionsweise auf Basis neuer Technologien abgelöst werde (vgl. Rifkin 2014). Das Internet und neuartige, computergesteuerte Fertigungsmaschinen ermöglichen eine Dezentralisierung der Produktion und die Kooperation über Grenzen hinweg. Rifkins Zukunftsvision bleibt jedoch merkwürdig techniklastig. Genau jene Tätigkeiten, die zur Reproduktion des Lebens notwendig sind, bleiben im Dunklen. Trotzdem ist es sein Verdienst, das gesellschaftstransformierende Potenzial dieser neuen Technologien erkannt zu haben und tatsächlich sind in diesem Bereich eine Vielzahl von Plattformen und Initiativen entstanden, die ebenfalls nach den Prinzipien des Commoning funktionieren und die, anders als Rifkin, sich durchaus auch Umwelt- und Care-Fragen beschäftigen.

Fab Labs etwa sind offene Werkstätten mit genau den von Rifkin angesprochenen computergesteuerten Fertigungsmaschinen, wo jeder Mensch lernen kann, nahezu alles am Computer zu entwerfen und selbst herzustellen. Zudem werden die entworfenen Dinge auf Online-Plattformen geteilt, sodass man oft schon etwas finden kann, was auch den eigenen Bedürfnissen entspricht oder nur mehr geringfügig abgeändert werden muss. Niel Gershenfeld, Gründer des ersten

Fab Lab in Boston, meint Fab Labs bedeuten eine Rückkehr zu einer vorkapitalistischen Produktionsweise, die Menschen mehr Unabhängigkeit und Freiheit durch Subsistenzproduktion verschaffen würde (vgl. Gershenfeld 2005). Christian Siefkes spricht ebenfalls von Hightech-Subsistenz und betont damit den bedürfnisorientierten Charakter dieser neuen Produktionsweise, die durchaus die Reproduktion des guten Lebens zum Ziel habe und sich nicht in technischen Spielereien erschöpfe (Kratzwald 2014:123).

Auf verschiedenen Online-Plattformen werden inzwischen viele unterschiedliche Dinge gemeinsam konstruiert und ständig weiter entwickelt und können überall auf der Welt an die jeweiligen Bedürfnisse und verfügbaren Rohstoffe angepasst werden. Auf der Plattform Farmhack entwickeln Bauer und Bäuerinnen Geräte für kleinräumig organische Landwirtschaft, die mit Muskel- oder Pferdekraft angetrieben werden.⁵ Auf die gleiche Art hergestellte Prothesen haben sich als anpassungsfähiger erwiesen als in herkömmlichen Fabriken gefertigte⁶, und heute kann man selbst Baupläne für Möbel und Häuser aus dem Netz laden, im Fab Lab zuschneiden, mit nach Hause nehmen und selbst zusammenbauen.⁷ Open Source Hardware ist das Zauberwort, das die Produktion demokratisiert, die Menschen wieder zu HandwerkerInnen macht und gleichzeitig einen verantwortungsvollen Umgang mit natürlichen Ressourcen verspricht.

Eine Abkehr von der Marktlogik und dem Geld als dominierenden Vermittlungsmedium bedeutet also nicht, dass jeder alles selbst machen muss, sondern es könnte auch in einer nach den Commons-Prinzipien organisierten Gesellschaft und ohne Lohnarbeit ein hoher Grad an Arbeitsteilung möglich sein. Die gesellschaftliche Produktion folgte dann dem Prinzip der Selbstorganisation. Es würde produziert, wenn etwas gebraucht wird und nur was gebraucht wird.

4.4 Unbeliebte Tätigkeiten oder schlechte Bedingungen?

Auf die oft gestellte Frage, wie denn die notwendigen Arbeiten erledigt würden, wenn es dafür keine Bezahlung gäbe, lässt sich leicht erwidern, dass das auch bisher schon funktioniert hat, sonst hätte die Menschheit gar nicht bis zur »Erfindung« der Lohnarbeit überleben können. Und noch heute werden in Deutschland etwa 60% der gesellschaftlich notwendigen Tätigkeiten unbezahlt erledigt (Statistisches Bundesamt 2004). Andererseits bleiben auch im Kapitalismus notwendige Tätigkeiten unerledigt, nicht weil sie niemand tun will, sondern weil niemand sie bezahlen will.

Interessanter ist schon die Frage, welche Arbeiten denn »notwendig« sind. Dieses Beharren, vor allem feministischer Forscherinnen, auf Notwendigkeiten scheint manchen die Freiheit des Einzelnen wieder zu sehr einzuschränken. Bei näherer Betrachtung sind Freiheit und Notwendigkeit jedoch keine unüberwindlichen Gegensätze. Es kommt vielmehr darauf an, wer bestimmt, was »notwendig« ist. Notwendigkeiten sind immer eine Folge von vorhergehenden Entscheidungen, die in einer Gruppe oder in ganzen Gesellschaften getroffen werden, jedoch oft über den Kopf des Großteils der Menschen hinweg. Wenn etwa eine Gesellschaft entschieden hat, sich von bestimmten Technologien abhängig zu machen, dann ist es eben auch notwendig, das Strom, Telefonnetz oder Computerserver 24 Stunden am Tag fehlerfrei zur Verfügung stehen, auch da kann es um Menschenleben gehen. Freiheit könnte dann heißen, an diesen Entscheidungen beteiligt zu sein, anstatt von außen vorgegeben zu bekommen, was jeweils notwendig ist. Andererseits gibt es vollkommene Freiheit ohnehin nicht, Menschen sind immer von anderen abhängig, je arbeitsteiliger eine Gesellschaft ist, umso mehr. Aus diesen gegenseitigen Abhängigkeiten ergeben sich die Notwendigkeiten, die ein selbstbestimmtes Arbeiten aber keineswegs ausschließen. Definiert man

5 <http://farmhack.org>

6 Siehe etwa <http://3druck.com/tags/handprothese-3d-drucker/>

7 <http://www.wikihouse.cc/> und <https://www.opendesk.cc/>

»notwendig« nach Bennholdt-Thomsen als das, »was getan werden muss, damit das Leben weitergehen kann« (Kratzwald 2014:97), dann verliert die Notwendigkeit ihre negative Konnotation. »Notwendiges« zu erledigen muss keineswegs immer mühsam, langweilig oder unbefriedigend sein, wie die Kritiker der Notwendigkeiten anzunehmen scheinen. Im Gegenteil, das Bewusstsein, dass die eigene Arbeit notwendig, also unersetzlich, ist, kann das Selbstwertgefühl ebenso steigern wie das soziale Ansehen.

Seit das Interesse an alternativen Gesellschaftsformen und Produktionsweisen gestiegen ist, wurde auch begonnen, wissenschaftlich zu erforschen, wie die notwendigen Tätigkeiten so verteilt werden können, dass nicht diejenigen, die in der Hierarchie unten sind, die unangenehmsten oder schwersten Arbeiten zugewiesen bekommen, sondern wie Kooperation auf Augenhöhe gelingen kann. Dabei wurde auch ein neuer Begriff für altbekannte Tatsachen geschaffen: »Stigmergie«. Stigmergie ist eine Methode, Arbeit unter Gleichberechtigten so zu verteilen, dass jeder das übernehmen kann was er gerne machen möchte und auch den Umfang der Tätigkeiten selbst bestimmen kann. Dafür braucht es einerseits entsprechende Hinweise (Stigma = Zeichen) und eine Gestaltung des Arbeitsumfeldes, die es Menschen leicht macht, sich einzuklinken, aber auch wieder aussteigen zu können. Als Modellfall dafür dient wenig überraschend wieder ein Beispiel aus dem digitalen Bereich, der für die Wissenschaft immer noch interessanter ist als Care-Tätigkeiten, nämlich die roten Wörter im Wiki. Links, die ins Leere gehen werden in Wikis rot dargestellt im Unterschied zu den blauen Links, die bereits auf gefüllte Seiten verweisen. So weiß jeder, sobald er die Seite sieht, wo noch etwas zu erledigen ist und da jeder die Seiten in Wikipedia editieren kann, kann man sofort loslegen.

Im Grunde ist unsere Welt natürlich voll von stigmergischen Signalen: das gebrauchte Geschirr in der Küche, die schmutzige Wäsche im Badezimmer, das schreiende Baby, die roten Kirschen am Baum, all das sind Signale, dass etwas zu erledigen ist. Die Frage ist nur, wer sich dieser Signale annimmt und warum. Heute gilt häufig das Prinzip, dass jene Tätigkeiten, mit denen Profit gemacht werden kann, bevorzugt erledigt werden, auch wenn Anderes vielleicht wichtiger wäre. Das wird dann an unterprivilegierte Gruppen ausgelagert. Das schreiende Baby der akademischen Eltern in Deutschland wird vom bulgarischen Kindermädchen gefüttert und die Kirschen werden von den Vögeln gefressen, weil sich das Pflücken nach der marktwirtschaftlichen Logik ja ohnehin nicht lohnt. Wenn diese Geld- und Profitlogik wegfällt, würden dann trotzdem noch »unbeliebte« Tätigkeiten übrig bleiben? Und wenn ja, warum und wie könnte man damit umgehen?

Zu Allererst müsste man sich die Bedingungen ansehen, unter denen solche »unbeliebten« Tätigkeiten gemacht werden müssen, etwa Pflegetätigkeiten, Reinigungsarbeiten oder Arbeiten bei der Ernte oder am Bau. Unter Zeitdruck, in ungesund oder oft sogar gefährlicher Umgebung, bei Hitze, Kälte, Lärm, tagelang die gleiche monotone Tätigkeit? Vieles könnte man vermutlich so organisieren, dass es plötzlich gar nicht mehr so unangenehm wäre oder man könnte es zwischen mehr Menschen aufteilen, so dass jeder nur für kurze Zeit bestimmte Tätigkeiten erledigen muss. Monotone Tätigkeiten könnten auch automatisiert werden, wenn es nicht mehr notwendig ist, um jeden Preis Arbeitsplätze zu schaffen. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Tätigkeiten wäre in einer solchen Gesellschaft gar nicht mehr notwendig, etwa alles, was in erster Linie dazu dient, andere Menschen in Arbeit zu bringen, oder die ganze Werbeindustrie, die nur dazu dient, die eigentlich unnötigen Produkte trotzdem an den Mann oder die Frau zu bringen.

Auch wenn es uns heute scheint, dass Menschen hauptsächlich arbeiten, weil sie Geld verdienen müssen, gibt es eine Vielzahl an Gründen, warum Menschen etwas tun, was eine Befragung der an selbstorganisierten Initiativen beteiligten Menschen zeigt (Kratzwald 2014:162ff). Noch viel häufiger als für Geld tun Menschen Dinge, weil sie sie gerne tun und es ihnen Spaß macht. Zum

Glück sind die Menschen so verschieden, dass sich erfahrungsgemäß in allen größeren Gruppen nahezu für jede Tätigkeit jemand findet, die oder der sie freiwillig übernimmt, wenn die Aufgabe selbstbestimmt und unter guten Bedingungen erledigt werden kann. Menschen übernehmen aber auch Aufgaben, weil sie sehen, dass sie notwendig sind und auch wollen, dass sie erledigt werden. Menschen tun Dinge, weil sie anderen helfen wollen, oder weil sie soziales Ansehen gewinnen können oder dabei etwas lernen wollen oder weil sie etwas mit Anderen gemeinsam machen wollen.

6 Zusammenfassung

Wenn eine zukunftsfähige Gesellschaft nicht unter kapitalistischen Bedingungen möglich ist, dann müssen alle Überlegungen zur Arbeit in solchen Gesellschaften die Gesamtheit aller gesellschaftlich notwendigen Tätigkeiten in den Blick nehmen und dürfen nicht auf Lohnarbeit beschränkt bleiben. Ein Denkraum für eine solche zukunftsfähige Gesellschaft ist das Konzept der Commons, wo Dinge zur unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung kollektiv und »jenseits von Markt und Staat« selbstorganisiert hergestellt werden.

In den letzten Jahren haben sich viele Menschen praktisch und theoretisch mit solchen neuen Ideen, Gesellschaft und Produktion zu gestalten auseinandergesetzt und viele Erfahrungen gesammelt. Diese Initiativen haben unterschiedliche Ziele. Sie wollen den Verbrauch fossiler Energie senken, einen nachhaltigen Lebensstil entwickeln, der Isolation in unserer Gesellschaft entkommen. Für alle ist aber auch ein zentrales Motiv, etwas »Sinnvolles« tun zu wollen und sich aus den Abhängigkeiten der globalisierten Konsumgesellschaft zu befreien, auch wenn das oft wesentlich aufwändiger und anstrengender sein kann als Lohnarbeit. Es geht darum, das eigene Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen und zu wissen, wie die Dinge hergestellt werden, die wir täglich nützen. Tätigsein ist dann nicht mehr entfremdet, sondern steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem eigenen Leben.

Nun ist all das, was da heute experimentiert wird, noch nicht das Modell für die zukünftige Gesellschaft. Diese können wir uns heute noch nicht vorstellen und die muss sich entwickeln, auch in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen und Konflikten, wie Gesellschaftsentwicklung immer vor sich gegangen ist. Die Art, wie »Arbeit« – oder wie immer das dann genannt werden wird –, organisiert wird, wird auch für zukünftige Gesellschaften ein immer wieder neu zu diskutierender Aspekt sein. Das Interessante an den derzeitigen Experimenten – und natürlich auch an den lange schon bestehenden Commons – ist, dass sie zeigen, dass es anders geht und dass diese andere Praxis die Menschen, die darin tätig sind verändert. Das wirkt wieder auf die Umgebung zurück und macht neue Denkschritte möglich, denn Wege entstehen nur, wenn wir sie gehen.

7 Literatur

Bauer, Joachim (2013): Arbeit. Warum unser Glück von ihr abhängt und wie sie uns krank macht. Karl Blessing Verlag, München

Beck, Ulrich (1999): Schöne neue Arbeitswelt. Vision: Weltbürgergesellschaft. Campus, Frankfurt am Main

Benkler, Yochai (2006): The Wealth of Networks. How Social Production Transforms Markets and Freedom. Yale University Press, New Haven und London

Bennholdt-Thomsen, Veronika / Mies, Maria (1997): Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive. Verlag Frauenoffensive, München

- Federici, Silvia (2006): *Caliban and The Witch. Women, The Body and Primitive Accumulation*. Autonomedia, Brooklyn
- Gershenfeld, Neil (2005): *Fab. The coming revolution on your desktop – from personal computers to personal fabrication*. Basic Books, New York
- Gorz, André (1999): *Arbeit zwischen Misere und Utopie*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main
- Gronemeyer, Marianne (2012): *Wer arbeitet, sündigt ... Ein Plädoyer für gute Arbeit*. Primus Verlag, Darmstadt
- Helfrich, Silke / Heinrich Böll Stiftung (Hg) (2012): *Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat*. Transcript Verlag Bielefeld
- Kratzwald, Brigitte (2014): *Das Ganze des Lebens. Selbstorganisation zwischen Lust und Notwendigkeit*. Ulrike Helmer Verlag, Sulzbach/Taunus
- Marx, Karl / Engels, Friedrich (1969): *Die Deutsch Ideologie*. MEW 3, Dietz Verlag, Berlin/DDR
- Ostrom, Elinor (1999): *Die Verfassung der Allmende. Jenseits von Markt und Staat*. Mohr Siebeck, Tübingen
- Rifkin, Jeremy (1995): *Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft*. Campus-Verlag, Frankfurt am Main / New York
- Rifkin, Jeremy (2014): *Die Null Grenzkosten Gesellschaft. Das Internet der Dinge, kollaboratives Gemeingut und der Rückzug des Kapitalismus*. campus Verlag, Frankfurt / New York
- Schmidt, Jürgen (2007): *Zivilgesellschaft. Bürgerschaftliches Engagement von der Antike bis zur Gegenwart*, Reinbek bei Hamburg
- Siefkes, Christian (2013): »Einkommensgerechtigkeit« meets »Wertkritik«. In: CONTRASTE. Die Monatszeitung für Selbstorganisation, Nr. 344, 346/347 und 348, jeweils:9
- Statistisches Bundesamt (Hg) (2004): *Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitbudgeterhebung 2001/02 am 16./17. Februar 2004 in Wiesbaden*. Bd. 43
- Weber, Max (2010): *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. Herausgegeben und eingeleitet von Dirk Kaesler, C.H. Beck, München